

MAX BENTOW

PUPPENHERZ



GOLDMANN

MAX BENTOW
PUPPENHERZ

PSYCHOTHRIILLER

GOLDMANN

Originalausgabe

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

2. Auflage

© der Originalausgabe Juli 2026
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, D-81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

Dieses Werk wurde vermittelt
durch die Literarische Agentur Gaeb & Eggers
Umschlaggestaltung: Uno Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: Arcangel/Reilika Landen; FinePic®, München

CN · Herstellung: ik
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-20695-7

www.goldmann-verlag.de

PROLOG

Der Junge schreckte hoch. Er hatte etwas Entsetzliches geträumt. Eine Abfolge deutlicher Bilder, gestochen scharf, so realistisch, als seien sie echt. Unterlegt von einer Geräuschkulisse, nah an seinem Ohr, seltsam und verstörend, Fetzen von Musik, ein verzerrt klingendes Lied und ein Jammern, unterdrückte Schreie, wie die Tonspur aus einem Horrorfilm.

Er versuchte, ruhiger zu atmen. Tastete nach der Nachttischlampe, knipste sie an. Schweiß stand auf seiner Stirn. Sein Herz raste.

Jemand hatte gesungen, so dicht bei ihm, als habe er an seinem Bett gestanden. Der Song war ihm bekannt vorgekommen. Dazu ein unheimliches Klicken und Klappern. Was hatte das zu bedeuten?

Der Junge lauschte. Waren das Schritte? Schlich jemand vor seiner Tür auf und ab?

Hatte er letztlich gar nicht geträumt? Vielleicht war das Grauen ja real.

Schnell schaltete er das Licht wieder aus. Ängstlich zog er die Bettdecke über seinen Kopf.

Er musste an seine Mutter denken. Ihr Schlafzimmer war nicht weit von seinem entfernt. Dieses Wimmern, die erstickten Klagelaute, die er gehört hatte, waren die etwa von ihr? Kein Hirngespinnst, sondern Wirklichkeit? War ihr etwas zugestoßen?

Was war da draußen los? Er sollte nach ihr schauen. Nur um sicherzugehen, dass nichts passiert war.

Doch der Junge hatte Angst. Er rührte sich nicht. Verharnte unter der Decke, obwohl ihm allmählich das Atmen schwerfiel.

Ich bin nicht hier, dachte er. Mich gibt es überhaupt nicht. Ich bin unsichtbar.

So etwas hatte er sich in letzter Zeit öfter vorgestellt. Einfach zu verschwinden. Sich in Nichts aufzulösen.

Seine Mutter hatte ihn erst neulich darauf angesprochen, dass er immer weniger aß und von Tag zu Tag dünner wurde. Ihm war das nur recht. Wenn er kaum Nahrung zu sich nahm, fühlte er sich besser. Sein Körper sollte irgendwann zerfallen, zerbröseln, bis nur noch Haut und Knochen übrig waren. Schließlich würden sich auch die letzten Reste auflösen, und am Schluss wäre nichts mehr von ihm da.

Durchsichtig. Von anderen unbemerkt. So wollte er sein. Für immer.

Jetzt aber rang seine Lunge nach Luft, und schließlich musste er doch den Kopf unter dem stickigen Federbett hervorstrecken und tief durchatmen.

Abermals lauschte er angestrengt.

Nun war es still draußen. Erstaunlich still.

Sollte er sich getäuscht haben? Ging es seiner Mutter gut? Schief sie tief und fest?

Er hoffte es.

Aber es half nichts, er musste nachsehen, andernfalls würde er keine Ruhe finden.

Zögernd stand er auf und schlich zur Tür. Er öffnete sie leise.

Der Flur war dunkel. Die Tür zum Schlafzimmer seiner Mutter jedoch war nur angelehnt, und dahinter brannte Licht.

Er hielt inne.
Schließlich gab er sich einen Ruck.
Langsam, Schritt für Schritt, wagte sich der Junge vor, barfuß, in seinem durchgeschwitzten Pyjama, zitternd vor Angst.
Nur noch drei Meter bis zu dem Streifen Licht.
Zwei Meter.
Der letzte.
Schon stand der Junge hinter der Tür.
Er hielt den Atem an.
Dann spähte er durch die schmale Öffnung hinein.
Sein Blick fiel aufs Bett der Mutter.
Und er erschrak.
Es war voller Blut.
Und da lag sie.
Entsetzt betrachtete er ihr Gesicht.
Es war verzerrt.
Die Augen weit aufgerissen.
Und überall Blut.
Was war mit ihr passiert?
Er wollte schreien, doch kein Laut drang über seine Lippen.
Auf einmal meinte er, eine Bewegung auszumachen. Einen Schatten, der durch den Raum glitt.
Da war eine Gestalt, finster und bedrohlich. Ein Fremder.
Er hatte seiner Mutter wehgetan.
Der Junge wich zurück.
Weg, durchfuhr es ihn, nur weg von hier.
Doch wohin?
Gehetzt eilte er zum Wandschrank am Ende des Flurs, zog die Tür auf, schlüpfte hinein und schloss sie lautlos hinter sich.
Im Dunkeln, zwischen den Mänteln und Schuhen seiner Mutter, kauerte er sich auf dem Boden zusammen.
Verschwinden, dachte er.

Unsichtbar sein.

Ein Nichts.

Der Junge im Schrank gab keinen Mucks von sich.

Er war wie erstarrt.

Denn draußen lauerte das Böse auf ihn.

ERSTER TEIL

Mein Herr war immer gut zu mir. Er zog mir schöne Kleidung an, vorzugsweise einen schwarzen Anzug mit roter Fliege. Dazu wählte er ein blütenweißes Hemd für mich aus.

Er lehrte mich, deutlich zu sprechen und mich anständig zu benehmen. Er brachte mir Manieren bei. Sogar im Singen und im Tanzen unterrichtete er mich. Ich war ein eifriger Schüler, folgsam und stets darauf bedacht, ihm mit meinem sonnigen Gemüt eine Freude zu machen.

Das Tanzen mochte ich sehr, und jede einzelne Schrittfolge studierte ich gewissenhaft ein. Es kam auf den besonderen Rhythmus an. Anfangs waren meine Beine noch wie Gummi, und sie gehorchten nicht den Befehlen meines Herrn.

Doch ich gab mir die größte Mühe, für ihn alsbald ein geschickter Tänzer zu sein. Sein Herz sollte sich an mir erfreuen. Untertänig wollte ich sein, unterwürfig, ihm stets ergeben.

Ich war ihm zu Diensten, verneigte mich vor ihm. War er zufrieden mit mir, war ich es auch.

Gern spielte er mir alte Schallplatten vor. Wir hörten Songs aus berühmten Musicals. Mein Herr bekam einen verträumten Gesichtsausdruck, wenn die Nadel über das Vinyl glitt und die Töne aus den altmodischen Boxen drangen.

Er saß im Wohnzimmer in seinem Lieblingssessel, und ich durfte bei ihm sein. Er nahm mich oft auf seinen Schoß. Gelegentlich drückte er mich an sich. Dann roch ich sein

Rasierwasser und spürte seinen Herzschlag. Das war das größte Glück für mich.

Beim Anhören der Lieder wurde er sentimental. Die eine oder andere Träne lief über sein Gesicht. Ich ahnte, dass mein Herr einsam war. Selten hatte er Besuch.

Das Haus, in dem er wohnte, war sehr geräumig. Aber die Zimmer wirkten allesamt verlassen und öd. Schwermut hing in den Falten der dichten Vorhänge, kaum Licht drang durch sie herein.

Mein Herr hatte mich zu sich genommen, damit ich ihm Gesellschaft leistete. So plauderten wir an den Abenden, wenn er von der Arbeit heimkehrte, über dies und das. Dabei war es mir ein Bedürfnis, ihn aufzuheitern, wenn er traurig war.

Und mein Herr war oft traurig.

Besonders wenn draußen die Wolken tief hingen und es unablässig regnete, überkam ihn eine drückende Melancholie. Darum stimmte ich dann eines der alten Lieder an, die ich von seinen Schallplatten kannte, und wenn es mir gelang, ihm so ein leichtes Lächeln auf seine Lippen zu zaubern, war ich froh.

Mein liebstes Lied handelte von einem Mann, der unbeschwert im Regen tanzte. Und auch meinem Herrn gefiel es gut.

Sobald ich es für ihn zum Besten gab, besserte sich seine Laune. Und wenn ich mich im Takt dazu bewegte und ihm meine Fortschritte beim Tanzen demonstrierte, kam ein wenig Freude bei ihm auf.

Das waren glückliche Momente für mich.

Draußen trommelte der Regen gegen die Fensterscheiben, wir aber hatten es drinnen gemütlich und warm, und ich sang und tanzte für meinen Herrn.

Ich war aufrichtig bemüht, meine Beweglichkeit für ihn zu verfeinern. Ein Künstler wollte ich für ihn sein, ein Akrobat und Entertainer. Doch das war ein beschwerlicher Weg, und es brauchte einige Zeit, bis er an meinen Fähigkeiten nicht mehr allzu viel auszusetzen hatte.

Mein Herr zog mir spezielle Schuhe fürs Tanzen an, und er gab mir den Rhythmus vor, indem er mit den Füßen auf dem Boden aufstampfte, während er mich anwies, wie ich meine dünnen, schlaksigen Beine zu bewegen hatte.

Oft kam ich mir bei diesen Übungen stümperhaft und unzulänglich vor. Doch mein Herr erwies sich als ein zwar strenger, aber auch geduldiger Lehrer.

An den Abenden, an denen ich die Tanzschritte besonders fleißig einstudiert hatte, lobte er mich gelegentlich und strich mir mit der Hand über den Kopf. Das war eine seltene zärtliche Geste, die mich zutiefst berührte.

Ich schäme mich auch nicht zu sagen, dass ich zuweilen im Bett meines Herrn schlafen sollte. Und ich möchte betonen, dass dies durchaus nichts Anzügliches hatte.

Obwohl er mein Herr war und über mich frei verfügen durfte, verhielt er sich mir gegenüber halbwegs korrekt. Selbst wenn ich nichts weiter als sein Diener war, fühlte ich mich von ihm einigermaßen respektiert.

Wenn er nachts die Arme um mich schlang und ich meinen Kopf an seine Brust lehnte, wenn ich so das Klopfen seines Herzschlags vernahm, fühlte ich mich beinahe sicher und geborgen bei ihm.

Liebte mich mein Herr? Achtete er mich? Ich weiß es nicht.

Dass sich jemand um mich sorgt, ist mir völlig fremd.

Ich kenne nichts anderes als zu dienen. Also fügte ich mich meinem Gebieter. Und rasch verstand ich, dass ich mich über mein Schicksal nicht beklagen durfte.

Ich wurde von meinem Herrn ausgewählt wie ein Gegenstand, ein Spielzeug. Er nahm mich mit in sein Haus, und fortan hatte ich ihm zu gehorchen.

Dennoch hatte ich es gut bei ihm. Und wären nicht einige furchtbare Dinge geschehen, wäre ich wohl für immer an seiner Seite geblieben.

Treu und ergeben. Ein Diener für alle Zeit.

Jemand, der ihn strahlend begrüßte, wenn er nach einem langen Arbeitstag nach Hause kam. Und der jederzeit versuchte, ihm eine Freude zu bereiten und etwas Licht in seine von Kummer geplagte Seele zu bringen.

Doch es ereigneten sich unschöne Dinge in seinem Haus, vor denen ich nicht länger die Augen verschließen konnte.

Denn trotz aller Unterwürfigkeit lernte ich dennoch, eigenständig zu denken und schließlich auch eigenmächtig zu handeln.

Meinem Herrn war das wohl nicht bewusst. Er ignorierte, dass ich einen eigenen Charakter entwickelte, je länger ich bei ihm war.

Schätzte er überhaupt mein freundliches Wesen? Gefiel es ihm, wenn ich mich darum bemühte, ihn mit meinen Späßen zum Lachen zu bringen?

Was dachte mein Herr eigentlich über mich? Genoss er es, mein Gebieter zu sein?

Vermisste er mich, als ich fort war? Oder war ich ihm letztlich gleichgültig?

Gern wäre ich bei ihm geblieben. Für immer.

Aber auch ich habe einen Willen, und der ist ungebrochen.

Und wenn mein finsternes Herz mir Rache befiehlt, so muss ich folgen.

EINS

Es fiel ihr nicht weiter schwer, die kleine Sophie zu Bett zu bringen. Lucy musste nur das immer gleiche Ritual befolgen. Erst ein Kapitel aus ihrem Lieblingsbuch vorlesen, in dem es um einen Bären ging, der ein bisschen tapsig war, gerne Honig schleckte und mit seinen Freunden lustige Abenteuer im Wald erlebte, sie danach bis zur Nasenspitze zudecken und die Spieluhr aufziehen.

Zum Klang von »Au clair de la lune« drehte sich Sophie auf die Seite und schloss die Augen. Nun war es Lucys Aufgabe, der Vierjährigen so lange über den Kopf zu streichen, bis sie ganz sicher sein konnte, dass sie schlief. Wenn sie die Hand jedoch zu früh wegnahm, war die Kleine im Nu wieder hellwach, und das Ritual musste von vorn beginnen.

Lucy hatte es sich darum angewöhnt, innerlich langsam bis hundert zu zählen, während sie mit den Fingerspitzen durch Sophies samtweiches Haar strich. Hundert Sekunden waren in Ordnung, eigentlich hätte auch eine Minute gereicht, so aber war sie auf der sicheren Seite.

Sie stand vom Bettrand auf und entfernte sich leise aus dem Zimmer. Sie ließ das Nachtlicht an und die Tür einen Spalt offen, genauso wie es sich Sophie wünschte. Danach ging sie hinunter ins Erdgeschoss.

Schon meldete sich bei ihr die Unruhe. Wann würde Alex nach Hause kommen? Würde es heute wieder später werden?

Sie war entsetzlich müde. Morgen früh hatte sie Schule. Mit vierzehn sollte sie nicht so lange arbeiten müssen.

Seit einem Jahr machte sie bereits diesen Job für den Nachbarn, nur um ihr Taschengeld aufzubessern. Babysitten, wenn er länger arbeiten musste. Die Tagesmutter, die er fest eingestellt hatte, am Nachmittag ablösen, mit seiner Tochter Sophie zu Abend essen und dann dafür sorgen, dass sie pünktlich ins Bett kam.

Sie mochte es nicht, wenn er sich verspätete. Die Stille im Haus schien sie zu erdrücken. Nervös geisterte sie durch die Räume. Sie trat ans Fenster, um zu schauen, ob sich sein Wagen der Einfahrt näherte. Doch die Straße lag dunkel und verlassen da. Es regnete in Strömen und das schon seit Stunden.

Heute wollte sie es ihm sagen. Es musste Schluss sein mit diesem Job. Neulich war er erst gegen Mitternacht zurückgekehrt. Wenn dann morgens um sechs ihr Wecker klingelte, war sie völlig fertig. Im Unterricht war sie oftmals unkonzentriert. Sie brauchte ihren Schlaf. Schließlich war sie selbst noch ein Kind.

Sie ging wieder nach oben, warf einen Blick auf die friedlich schlummernde Sophie.

Zurück im Flur stand sie plötzlich beinahe gegen ihren Willen vor seiner Schlafzimmertür. Auch diese war nur angelehnt. Ihr Herz schlug höher, als sie eintrat. Es kam ihr verboten vor.

Von der Lampe im Flur fiel ein Streifen Licht auf das ordentlich gemachte Bett. Auf dem Nachttisch stand ein Foto von seiner Frau, die vor zwei Jahren an Krebs gestorben war. Überraschend und schnell.

»Der arme Alex«, hatte ihre Mutter gesagt, »nun ist er Witwer. Dabei ist er doch noch so jung. Und er hat so viel Arbeit in seiner Firma. Jetzt muss er sich obendrein ganz allein um die kleine Sophie kümmern.«

Lucy hasste es, wenn ihre Mutter über ihren Nachbarn

sprach. Sie stand auf Alex, war heimlich verknallt in ihn, das war nicht zu übersehen. Ihre Stimme schraubte sich in die Höhe, wenn sie nur seinen Namen erwähnte. Und wie sie ihn anschaute, wenn sie ihn für einen Plausch am Gartenzaun abfang.

Dabei machte sich Alex überhaupt nichts aus ihr. Auch das war offensichtlich. Entweder merkte sie es nicht, oder sie wollte es nicht wahrhaben.

Entsetzlich peinlich, wie sich ihre Mutter benahm.

Sophie trat näher, von dem Bild neben dem Kopfkissen schien magisch angezogen. Seine Frau war hübsch gewesen. Hatte ein sympathisches Lächeln gehabt. Große, liebebreizende Augen.

Gelegentlich, wenn Alex heimkam und Lucy bat, noch eine Weile bei ihm zu bleiben, erzählte er von ihr. Wie sehr er sie geliebt hatte. Wie schmerzlich der Verlust für ihn war.

Lucy waren diese Geständnisse unangenehm, sie wusste kaum, was sie erwidern sollte. Am schlimmsten war es, wenn ihm dabei Tränen kamen.

Das musste aufhören. Der Job überforderte sie.

Aber würde sie sich trauen, es ihm zu sagen? Und was war mit Sophie? Die Kleine war doch regelrecht vernarrt in sie.

»Du bist wie eine Mutter für sie«, hatte ihr Alex einmal anvertraut. Schon verrückt, dabei war sie noch ein Teenager.

»Wirklich, Lucy, meine Tochter liebt dich. Ich wüsste gar nicht, wie ich ohne dich klarkommen sollte.«

Sie wandte sich ab und ging hinunter in die Küche. Sie durfte nicht zu viel über ihn nachdenken. Er war nur ein frühzeitig verwitweter Nachbar. Schlimm genug, dass sich ihre Mutter für ihn interessierte. Letztlich war es ihr doch nur recht, dass Lucy bei ihm als Babysitter engagiert war. So konnte sie den Kontakt zu ihm halten. Würde sie ihr end-

lich mehr Taschengeld zahlen, wäre sie auf den Job überhaupt nicht mehr angewiesen.

Sie nahm ein Glas aus dem Regal, füllte es am Wasserhahn und trank einen Schluck.

In diesem Moment summt ihr Mobiltelefon. Sie zog es aus der Hosentasche und sah aufs Display.

Es war eine Nachricht von Alex:

Tut mir leid, die Abendsitzung in der Firma zieht sich dahin. Komme aber so schnell wie möglich. Schläft Sophie?

Lucy tippte zwei Zeilen und schickte sie ab:

Alles in Ordnung hier. Dann bis später.

Daraufhin schrieb sie auch ihrer Mutter über WhatsApp:

Alex muss mal wieder länger arbeiten. Wird später.

Die Antwort folgte prompt:

Gut, meine Süße. Ich gebe dann schon ins Bett. Grüß ihn ganz lieb von mir.

Lucy war wütend. Ihre Mutter konnte schlafen, sie aber musste noch ausharren. Und die lieben Grüße würde sie ganz bestimmt nicht ausrichten.

Missmutig setzte sie sich aufs Sofa, griff nach der Fernbedienung und schaltete den Fernseher ein. Sie zappte sich durch die Serien auf Netflix, aber keine davon interessierte sie. Nach etwa einer halben Stunde drückte sie die Aus-Taste.

Schließlich streckte sie sich auf der Couch aus. Jetzt nur

nicht einschlafen. Ein einziges Mal war ihr das bisher passiert. Als sie aufgewacht war, hatte Alex bei ihr gegessen und sie lächelnd angeschaut. Sie hatte ihn nicht kommen hören.

Es war ihr furchtbar unangenehm gewesen. Viel zu privat. Schutzlos und ausgeliefert hatte sie sich gefühlt.

Sie richtete sich auf.

Ging erneut in die Küche und schaute hinaus.

Draußen schüttete es noch immer wie aus Kübeln.

Von Alex' Wagen keine Spur.

Dafür fiel ihr ein Mann mit einem roten Regenschirm auf der anderen Straßenseite auf. Sie war kurz irritiert, weil er sich seltsam bewegte. Seine Schritte auf dem Gehsteig waren ungelenk und ruckartig.

Vielleicht ein Betrunkener, dachte sie und wandte sich vom Fenster ab.

ZWEI

Kurz nachdem die Nachricht ihrer Tochter Lucy auf dem Handy eingetroffen war, putzte sich Dora die Zähne, zog sich aus und streifte sich ihr Nachthemd über. Sie schlüpfte unter ihre Bettdecke und knipste die Nachttischlampe aus.

Sie lauschte noch eine Weile den Regentropfen, die gegen die Fensterscheibe prasselten. Es war ein ungewöhnlich feuchter Oktober. Nur dunkle Wolken und Dauerregen, was sie äußerst deprimierend fand.

Schließlich schlief Dora ein.

Ihr Traum war aufregend, denn sie saß mit Alex, ihrem Nachbarn, in einem Flugzeug. Die Stewardess brachte ihnen Cocktails, und Alex legte ihr eine Hand aufs Knie. Sie war froh, ihn auf seiner Dienstreise begleiten zu dürfen, und lächelte ihn an. Wie schön er ist, dachte sie, und wohlige Schauer glitten ihr den Rücken rauf und runter.

Plötzlich geriet das Flugzeug in Turbulenzen, und die Maschine wurde heftig durchgeschüttelt.

»Hab keine Angst«, sagte Alex zu ihr und schlang den Arm um sie. Sie drückte sich an ihn, war ein wenig zittrig, aber seine Gegenwart beruhigte sie.

Doch die Turbulenzen wurden stärker, und auf einmal vernahm sie ein eigenartiges Geräusch. Ein metallisches Klicken, als hätten sich Teile des Flugzeugs gelockert.

»Sind wir auch wirklich sicher?«, fragte sie Alex.

Er antwortete nicht. Sie las aus seinem Gesicht ab, dass nun auch er sich fürchtete.

»Alex!«, rief sie.

Das Geräusch wurde stärker, und Dora schreckte hoch.

Schwer atmend setzte sie sich im Bett auf.

Nur ein Traum, versuchte sie sich zu beruhigen.

In diesem Moment aber hörte sie das Klicken wieder.

Klicke di klick. Klicke di klick. Klicke di klack.

Es kam von draußen aus dem Flur. Offenbar hatte sich das Geräusch in ihren Traum geschlichen.

Was war das nur?

Klicke di klick. Klicke di klick. Klicke di klack.

Es wurde lauter.

Dann Stille.

Sie lauschte angestrengt. Das Blut rauschte in ihren Ohren.

Plötzlich wurde die Schlafzimmertür geöffnet, und jemand kam herein.

Dora schrie auf und knipste die Nachttischlampe an.

Eine Gestalt stand vor ihr, vornehm gekleidet, schwarzer Anzug, weiße Stoffhandschuhe, rote Fliege. Sie hielt einen zusammengeklappten roten Regenschirm in der Hand.

Sie kam näher, ihre Bewegungen wirkten merkwürdig unbeholfen, mechanisch, wie ferngesteuert.

Und wieder vernahm Dora dieses eigenartige Geräusch.

Klicke di klick. Klicke di klick. Klicke di klack.

Mit jedem Schritt, den die Gestalt auf sie zusteuerte, klickte es.

Dora schrie erneut auf.

Da richtete die Gestalt den Regenschirm auf sie, und aus der Spitze sprang die Klinge eines Messers hervor.

Dora war wie erstarrt.

Der Mann setzte sich zu ihr aufs Bett und sah sie an. Seine Wangen waren auffällig rot und seine Augen unnatürlich groß.

Mit ruckartigen Bewegungen zog er ein rotes Einstecktuch aus der Brusttasche seines Jacketts hervor.

Endlich konnte sich Dora aus ihrer Erstarrung lösen. Sie schrie wieder, er aber stopfte ihr das Tuch in den Mund, drückte sie aufs Bett, nahm eine Rolle Tape aus seiner Anzugtasche hervor, riss ein Stück ab und verklebte ihr den Mund.

Dora rang nach Luft. Das Tuch steckte so tief in ihrem Mund, dass sie zu würgen begann.

Der Mann stierte sie reglos an.

Auf einmal summt er leise ein Lied. Die Melodie kam ihr bekannt vor.

Seine Augen, durchfuhr es sie, so unheimlich und starr. Ihr Herz hämmerte, und sie wurde panisch.

Da beugte er sich zu ihr herab und raunte ihr etwas zu. Seine Stimme klang seltsam gepresst:

*Eins, zwei, drei,
Frankie kommt herbei.
Vier, fünf, sechs,
Das Messer ist gewetzt.
Sieben, acht, neun
Und danach zehn.
Wer nicht artig war,
Der muss nun geb'n.*

Dora bäumte sich auf. Er aber zog einen großen Gegenstand unter seinem Jackett hervor.

Schon sauste das Ding auf sie zu.

Sie wurde am Kopf getroffen.

Der Schmerz nahm ihr den Atem.

Dann gingen die Lichter aus.

DREI

Das Läuten ihres Weckers riss Lucy aus dem Schlaf. Sie tastete danach und stellte den nervigen Ton aus. Danach drehte sie sich auf die Seite und wollte weiterschlafen.

Nein, sprach eine innere Stimme zu ihr, steh auf, du musst zum Unterricht. Schließlich schaffte sie es, sich aus dem Bett zu wälzen.

Als sie unter der Dusche stand, beschloss sie, gleich nach der Schule mit ihrer Mutter zu reden. So konnte es nicht weitergehen. Gestern war Alex wieder erst um Mitternacht nach Hause gekommen. Lieber verzichtete sie auf das Geld, als sich weiterhin so ausnutzen zu lassen.

Sie war unendlich wütend auf ihre Mutter, weil es ihr ja letztlich nur recht war, dass sie für Alex arbeitete. So konnte sie sie über ihn aushorchen. Und fühlte sich ihm nahe. Am liebsten würde sie doch bei ihm einziehen. Eine neue Familie mit ihm gründen. Aber das würde niemals geschehen. Niemals, dachte sie, drehte den Wasserhahn zu, trocknete sich ab und zog sich an.

Es war still im Haus. Wahrscheinlich war ihre Mutter längst zur Arbeit gegangen. Sie stand immer sehr früh auf.

Als Lucy unten in der Küche ihr Porridge löffelte, trännten ihr die Augen vor Müdigkeit. Zu allem Überfluss schrieben sie heute auch noch eine Klassenarbeit. Alex wäre schuld, wenn sie sie vergeigte.

Sie streckte die Hand nach ihrer Kakaotasse aus, als sie plötzlich innehielt.

Fassungslos starrte sie auf die Anrichte.

Auf einem der Porzellanteller befand sich etwas, das sie zutiefst irritierte.

War das eine Täuschung? War sie so müde, dass sie schon halluzinierte?

Sie kniff die Augen zusammen.

Dann schaute sie wieder hin.

Es war unfassbar, was sie dort sah.

War sie vielleicht noch gar nicht richtig wach? Träumte sie etwa?

Langsam stand sie auf und trat näher.

Schließlich nahm sie all ihren Mut zusammen und öffnete die Glastür der Anrichte.

Nein, es war keine Täuschung.

Oder war sie dabei, den Verstand zu verlieren?

Für ein paar Sekunden war Lucy wie gelähmt.

Dann stieß sie einen gellenden Schrei aus.

VIER

Das Handy brummte auf dem Nachttisch. Carlotta war fest entschlossen, es zu ignorieren. Im Halbschlaf gab sie einen Seufzer von sich.

Nach einer Weile verstummte es. Doch nur wenig später vibrierte es erneut.

Schließlich nahm sie den Anruf entgegen. »Hallo?«

Eine barsche Stimme am anderen Ende. »Landsberg hier. Seit fünf Minuten versuche ich, dich zu erreichen. Warum hebst du nicht sofort ab?«

Sie antwortete nicht. Hatte das Gefühl, in dieser Nacht gerade mal zwei Stunden geschlafen zu haben.

»Carlotta? Bist du noch dran?«

»Ja.«

»Du musst sofort kommen.«

»Was ist passiert?«

»Ein Mordfall.«

»Wo?«

Er nannte ihr die Adresse.

»Bin schon unterwegs.« Sie legte auf.

Da erst bemerkte sie, dass sie nicht allein war. Jemand lag neben ihr.

Verdammt, durchfuhr es sie.

Scharf sog sie den Atem ein. Schlagartig kehrten die Erinnerungen an den vergangenen Abend zurück.

Die fremde Person in ihrem Bett öffnete die Augen und lächelte sie an. »Guten Morgen.«

Carlotta schlang die Decke um ihren nackten Körper und sprang auf. »Du musst gehen.«

»Was ist denn los?«

»Ich muss zur Arbeit.«

Er rührte sich nicht, grinste sie nur an. Wie war sein Name? Martin? Nein. Markus? So ähnlich.

Sie räusperte sich. »Steh bitte auf und verschwinde.«

»So plötzlich?«

»Hör mal, nur weil wir ... weil gestern ... das heißt noch lange nicht ...«

Er erhob sich. Splitternackt stand er vor ihr. Sie schlug die Augen nieder.

Sein Grinsen wurde breiter. »Das war schön mit dir. Hat mir gefallen.«

»Ja, klar. Und jetzt geh bitte.«

Er stieg in seine Boxershorts. »Darf ich dich anrufen?«

Sie schwieg.

Matthias. Nun fiel es ihr wieder ein. Medizinstudent. 28 Jahre alt. Ein Match auf Tinder. Sie hatte sich einsam gefühlt.

Was war nur los mit ihr? Was um alles in der Welt hatte sie dazu gebracht, ihr Profil auf einer Dating-App hochzuladen?

Sie musste es löschen. Sofort. Das durfte nie wieder vorkommen.

Eine schwache Stunde neulich. Sie hatte mit Trojan telefoniert. Rein privat. Es hatte ihr auf der Zunge gelegen, ihn zu fragen, ob er nicht spontan abends vorbeikommen wolle. Zu ihr. Nach Hause. Aber sie hatte es nicht getan. Sie waren doch Kollegen. Das durfte nicht passieren. Wohin das führte, sah sie doch. Trojan und Steffie. Sie waren mal ein Paar gewesen. Und es war gründlich schiefgegangen.

Sie hatte es sich verboten. Sie war zu professionell dafür.

Berufliches und Privates mussten strikt voneinander getrennt werden.

Und dann war sie auf diese blödsinnige Idee mit Tinder gekommen.

Matthias zog sich Jeans und T-Shirt an.

Das Treffen mit ihm in der Kneipe. Sie hatte zu viel Alkohol getrunken. Dabei vertrug sie nichts. Ein langweiliges Gespräch, sie wollte schon gehen, aber dann hörte sie sich plötzlich fragen: »Willst du noch zu mir kommen?«

So etwas machte sie sonst nie. Okay, auch sie war nur ein Mensch mit Bedürfnissen. Auch sie wollte mal von jemandem in die Arme genommen werden und sich ganz fallen lassen.

Aber musste es ausgerechnet dieser Matthias sein? Wie verzweifelt war sie gestern gewesen?

Er schlüpfte in Socken und Schuhe und nahm seine Jacke.

Schließlich trat er auf sie zu. »Also dann.«

Sie rührte sich nicht.

Wieder dieses Grinsen. Zugegeben, er sah hübsch aus. Und ja, sie hatte es ein wenig genossen mit ihm im Bett. Aber mehr auch nicht.

»Ich ruf dich an, okay?«

Sie antwortete nicht.

»Deine Nummer hab ich ja.«

»Geh jetzt. Bitte.«

»Ist es so dringend?«

Sie stieß die Luft aus.

»Ein Mordfall?«

Dummerweise hatte sie ihm gesagt, was sie beruflich machte.

»Klingt spannend.«

Endlich verließ er das Zimmer.

Erst als sie hörte, wie die Wohnungstür hinter ihm zuklappte, atmete sie auf.

F Ü N F

Trojan vermisste sie. Besonders morgens. Wie sehr er es geliebt hatte, mit ihr gemeinsam zu frühstücken. Jetzt saß er wieder allein am Küchentisch und trank in gedrückter Stimmung seinen Kaffee.

Ich muss sie loslassen, dachte er, sie ist nun erwachsen. Aber es war so schön gewesen, als sie nach ihrer Rückkehr aus Kanada wieder bei ihm gewohnt hatte. Doch jetzt hatte Emily eine eigene Bleibe gefunden und fuhr von dort aus täglich zur Polizeiakademie.

Offensichtlich gefiel ihr die Ausbildung dort. Sie erzählte jedenfalls mit einigem Stolz davon. Seine Tochter als künftige Kriminalkommissarin. Er konnte sich das noch immer nicht recht vorstellen.

Aber so war es eben. Kinder wurden groß und gingen ihrer eigenen Wege.

Er nahm einen letzten Schluck und stellte die leere Tasse in die Spüle. Danach begab er sich in ihr Zimmer.

Wehmütig erinnerte er sich daran, wie sie als Teenager über ihrem Bett ein Poster ihrer liebsten Boygroup hängen hatte. Das war eine Band, die mittlerweile völlig in Vergessenheit geraten war. Emily aber hatte damals für die Jungs geschwärmt.

Ihr unbeschwertes Lachen in ihrer Kindheit und Jugend. Wie sie oft zusammen im Kajak auf der Spree unterwegs gewesen waren. Manchmal hatten sie sich auch ein Ruderboot gemietet und waren über den Schlachtensee gerudert.

Nun blieb ihr kaum noch Zeit für solche Unternehmungen.

Der Stundenplan der Polizeiakademie war dicht getaktet, die Anforderungen waren hoch. Sie hatte Schießtraining, musste oft zum Sport. Zirkeltraining, Selbstverteidigung, Schwimmen in schweren Klamotten, ein beinahe militärischer Drill. Selbst an der Maschinenpistole wurde sie ausgebildet.

Seine Emily in einer schusssicheren Weste, behelmt und mit Kampfstiefeln. Das war eine Realität, an die er sich erst gewöhnen musste. Aber es war nun mal so, dass auch die Beamten der Kripo notfalls für einen Antiterrorereinsatz bereitzustehen hatten. Seit dem Anschlag auf den Weihnachtsmarkt am Breitscheidplatz waren die Vorschriften nochmals verschärft worden.

Seine Tochter machte das alles mit. Sie stellte sich der Herausforderung. Und sie schien tatsächlich den Ehrgeiz zu haben, in die Fußstapfen ihres Vaters zu treten.

Aber hatte sie denn nicht miterlebt, wie sehr ihm der berufliche Stress zusetzte? Einsätze rund um die Uhr. Brutale Gewalt. Anfeindungen. Hass. Und all die Toten, all das Blut. Wie wollte sie das wegstecken? Würde sie nicht ihre Unbefangenheit verlieren, ihre Fröhlichkeit?

Noch war sie voller Energie. Aber er wusste aus eigener Erfahrung nur zu gut, wie einen dieser Job auf Dauer schleifen konnte.

Er musste sich eingestehen, dass er ein wenig Angst um Emily hatte.

Ratlos blickte er sich um. Was sollte er nun mit dem Zimmer anstellen? Es für Gäste einrichten? Aber er hatte ja so gut wie nie Besuch, war immer nur am Arbeiten. Ein Hobbyzimmer daraus machen? Doch wozu? Außer Joggen hatte er keine Freizeitbeschäftigung. Sollte er sich etwa eine Modelleisenbahn anschaffen? Nein, das passte ganz und gar nicht zu ihm.

Er würde das Zimmer einfach weiterhin so lassen, wie es

war. Es sei denn ... ja, was? Eine neue Liebe in seinem Leben? Eine Frau, die hier einzog? Mit der er die Wohnung renovierte und komplett umgestaltete?

Eher unwahrscheinlich. Seit der Trennung von Steffie war er in dieser Hinsicht ziemlich desillusioniert.

Vielleicht war es ihm bestimmt, für den Rest seines Lebens allein zu sein.

Eine Weile noch gab er sich seinen düsteren Gedanken hin. Ob sich wohl Carlotta auch so einsam fühlte wie er? Erst neulich Abend hatten sie längere Zeit miteinander telefoniert, und ihm war es beinahe so vorgekommen, als sei sie in Wahrheit gar nicht die überzeugte Einzelgängerin, für die er sie bisher gehalten hatte.

Da läutete plötzlich sein Handy.

Er hob ab.

Es war Landsberg.

Kurz und knapp beorderte ihn der Chef zu einem Tatort.

Es war also wieder so weit.

Trojan schnappte sich seine Jacke und die Dienstwaffe und eilte los.

SECHS

Bergengruenstraße in Berlin-Zehlendorf. Mehrere Einsatzfahrzeuge. Zuckendes Blaulicht. Die Straße war abgesperrt. Stefanie empfing ihn im Vorgarten des Einfamilienhauses. Sie sah blass aus, wirkte mitgenommen.

Ohne Umschweife teilte sie ihm die wichtigsten Einzelheiten mit. »Der Name der Toten ist Dora Traber, 42 Jahre alt. Ihre 14-jährige Tochter Lucy hat sie heute Morgen gefunden.«

Trojan schluckte. »Das muss ein furchtbares Trauma für das Kind sein.«

»Ja.«

»Wo ist das Mädchen jetzt?«

»Bei einem Nachbarn. Er heißt Alexander Hauff, scheint ein Freund der Ermordeten gewesen zu sein.«

»Ich werde nachher mit ihm und der Tochter sprechen.«

»Gut.«

»Gibt es Einbruchsspuren?«

»Der Täter drang durch die Terrassentür ein. Er benutzte dafür einen Glasschneider.«

»Keine Alarmanlage?«

»Die wurde vermutlich durch einen Störsender lahmgelegt.«

»Der Täter kennt sich also aus.«

»Allem Anschein nach, ja.«

»Wo befindet sich die Tote?«

»Im Schlafzimmer.« Stefanie verzog das Gesicht. »Es ist ein grausames Szenario.«

Sein Nacken verkrampfte sich. Nicht schon wieder, durch-

fuhr es ihn. Wie lange hielt er das noch aus? Hatte er nicht genug Horrorszenen in seinem Job erlebt? Von Jahr zu Jahr nahm ihn das mehr mit.

Steffie sah ihn fragend an. »Bist du bereit?«

Er straffte die Schultern. »Legen wir los.«

Sie führte ihn ins Haus und weiter die Treppe ins Obergeschoss hinauf.

Vor der offenen Schlafzimmertür blieb sie stehen. »Ich mache unten weiter.«

»In Ordnung.«

Sie wandte sich von ihm ab und verschwand.

Trojan gab sich innerlich einen Ruck und betrat das Zimmer. Carlotta und der Rechtsmediziner Dr. Carsten Semmler waren bereits vor Ort. Er nickte ihnen schweigend zu.

Ein kupfriger Blutgeruch schlug ihm entgegen. Nach kurzem Zögern schaute er aufs Bett.

Laken und Decke waren blutdurchtränkt.

Der Anblick der Toten traf ihn mit Wucht.

Für einen Moment schloss er die Augen. Dann sah er wieder hin.

»Das ist abscheulich«, murmelte er.

»Ja«, entgegnete Carlotta.

Er versuchte, tiefer zu atmen. Schließlich richtete er sich an Semmler. »Tatwaffe?«

»Ein Hackmesser, vermute ich. Wird auch als Küchenbeil bezeichnet.«

»Wie abartig.«

Trojan wagte es kaum, auf den Kopf der Toten zu schauen. Stattdessen fiel sein Blick auf das Kissen, das neben ihr drapiert war. Auf dem weißen Bezug war mit Blut ein lächelndes Gesicht aufgemalt. Zwei Kreise als Augen und ein nach oben geschwungener Bogen als Mund.

»Was fällt dir dazu ein?«, fragte er Carlotta, während er auf das Kissen deutete. »Will uns der Täter damit verhöhnen?«

»Auf jeden Fall steht diese Markierung in einem starken Kontrast zu der Grausamkeit, mit der er vorgegangen ist.«

»Ein Smiley.«

»Wirkt niedlich und nett.«

»Aber was er hier angerichtet hat ...«

»... ist das Gegenteil davon.«

Trojan überwand seinen inneren Widerstand, trat zwei Schritte näher und besah sich den Schädel des Leichnams. Er war regelrecht zertrümmert. Beinahe gespalten. Die tiefen Einschnitte des Hackmessers waren deutlich erkennbar.

Er schaute in das Gesicht der Toten. Ihr Mund war mit einem Tape verklebt. Ihre Augen waren weit aufgerissen.

Sein Blick glitt tiefer. Das Nachthemd der Ermordeten war zerfetzt und voller Blut. Die Decke verhüllte ihren Unterleib.

»Tatzeit?«, fragte er den Rechtsmediziner und kämpfte gegen einen Anflug von Übelkeit an.

»Höchstwahrscheinlich gestern am späten Abend. Genaueres erfährst du wie immer nach der Obduktion.«

»Hat die Tochter etwas Verdächtiges gehört oder gesehen?«

»Nein«, erwiderte Carlotta. »Sie kam erst spät nach Hause. Offenbar war der Täter zu diesem Zeitpunkt nicht mehr hier.«

»Und so hat sie ... Wie heißt sie noch?«

»Lucy.«

»So hat Lucy sie gefunden?«

»Ja.«

»Exakt so? Oder habt ihr die Leiche schon angerührt?«

»Nein«, sagte Carlotta. »Aber es gibt da übrigens ein weiteres Detail, das du dir ansehen musst.« Sie wies auf die Bettdecke.

»Darunter?«

Die Kriminalpsychologin sah ihn ernst an. »Ja.«

»An ihrem Körper?«

Sie nickte. »Wer auch immer hier gewütet hat, er muss in einem wahren Bluttausch gewesen sein.«

Trojans Herzschlag beschleunigte sich. Sollte es etwa noch schlimmer kommen?

Er zog sich Latexhandschuhe über. Sein Magen rebellierte, während er die blutbefleckte Decke betrachtete.

»Ihr habt den unteren Teil der Leiche also wieder verhüllt?«

»Ja«, sagte Semmler, »damit du alles so vorfindest, wie es der Mörder hinterlassen hat.«

Nils zählte innerlich bis zehn, dann schlug er das Bettzeug zurück.

Entsetzt stieß er den Atem aus.

Der Leichnam war verstümmelt. Der linke Unterschenkel fehlte mitsamt dem Fuß.

Fassungslos starrte Trojan auf den blutigen Stumpf.

»Wurde ...«, er rang nach Luft, »... das Bein irgendwo gefunden?«

»Nein«, sagte Carlotta.

»Also nahm es der Täter als Trophäe.«

»Davon müssen wir ausgehen. Allerdings hat er im Haus auch etwas deponiert. Und das ist überaus bizarr. So etwas ist mir in meiner gesamten Karriere noch nicht untergekommen. Die 14-jährige Tochter entdeckte es heute Morgen als Erstes.«

»Wo?«

»Unten in der Küche.«

Trojan war leicht schwindlig. »Und was um alles in der Welt ist es?«

Carlotta schwieg betreten. Schließlich berührte sie ihn am Arm. »Komm mit.«

Sie gingen gemeinsam hinunter. Grelles Scheinwerferlicht.